

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 17 (1927)
Heft: 22

Artikel: Schmierenallerlei
Autor: Zbinden, Käthe
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640001>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Spitze eines Zuges nordamerikanischer Wandertauben.

Im Jahre 1876 wurde in einem Walde in Michigan noch eine Brutkolonie von 21 Meilen Länge und 4 Meilen Breite festgestellt (und „natürlich“ auch geplündert).

Seit 1888 hat man keinen größeren Flug mehr gesehen. Und unter einem „größeren Flug“ würde man schon einen verstehen, der keine 100 Stück mehr zählt.

Vor wenigen Jahren hieß es, das letzte Stück der Wandertaube sei in einem zoologischen Garten, wo es seit vielen Jahren gefangen gehalten wurde, gestorben. Es wurden hohe Preise für das Auffinden von lebenden Wandertauben ausgesetzt. Tatsächlich wurden einige vereinzelt Trüpplein festgestellt und man tat das Beste, was unter solchen Umständen geschehen kann: der Ort des Vorkommens wird geheim gehalten. Raritätenjäger gibt es überall und sicher auch nicht wenige in Nordamerika. Das letzte Stück des Seltlings würde wohl durch diese vernichtet werden.

Wahrhaft erschreckend ist es wie ein Vogel, der so massenhaft vorkam, wie kein weiterer auf der Erde, in verhältnismäßig kurzer Zeit beinahe ganz vernichtet wurde. Aber auch beschämend ist es für den Menschen und seine Kultur.

Ein solcher Niedergang wurde aber nicht zum erstenmal beobachtet. Hat einmal der Bestand eines Wildtieres einen gewissen Tiefstand erreicht, so geht es unaufhaltsam abwärts mit ihm. Im übrigen verhält es sich ja auch gleich mit den Naturvölkern.

Vielleicht wird man an diesem einen Beispiel — das sich leider leicht vermehren ließe — erkennen, wie notwendig es ist, daß ein Schutz rechtzeitig eingreifen muß und nicht

erst in der allerletzten Minute. Aber wer hört gerne auf Warnungen?

Albert Seß.

Schmierenerlei.

So wie das Wort „Kitsch“ seit undenklichen Zeiten mit minderwertiger Malkunst verknüpft ist, so das Wort „Schmiere“ mit primitiver Theaterpielkunst. Die Zeit der „Schmieren“, kleiner von Ort zu Ort ziehender Theatertruppen, ist wohl so ziemlich vorbei. Auch im unscheinbarsten Orte macht sich heute ein Kino breit und sorgt für die Kunstbedürfnisse des pp. Publikums. Die Wandertheaterchen sind dadurch arg ins Hintertreffen geraten, wenn ihnen nicht überhaupt das Lebenslicht ausgeblasen worden ist.

Es ist daher nicht uninteressant, auf jene durch den Kino verdrängten Kunstinstitute einen kleinen Rückblick zu werfen, entbehrten sie doch trotz äußerer Armseligkeit nicht einer gewissen Poesie. Ja, Armseligkeit war in erster Linie dabei. Sonst hätten wohl nicht so viele Wihe darüber kurziert. Denn in Wihe, mögen sie noch so dick aufgetragen sein, ist doch stets ein Körnlein Wahrheit enthalten. Hier beispielsweise zwei drastische: Unlänglich einer Vorstellung verkündet der Theaterdirektor folgendes: „Maria Stuart wird sich erlauben, in der großen Pause ein kleines Trinkgeld einzusammeln.“ Ferner: Der verzweifelte Theaterdirektor, der zu einem seiner Mitglieder sagt: „Was, Sie Unglücksmensch, jetzt verlangen Sie auch noch eine Mark Vorschuß von mir, nachdem ich heute früh schon 20 Pfennig für ein Talglicht zum Monde und 50 Pfennig für eine Papp-Ritterausrüstung gebleht habe. Kinder,

wollt Ihr mich denn ganz ruinieren!“ Nebst diesen Anekdoten (jedenfalls gut erfunden) passierten natürlich ebenso viel „Wahre Geschichten“. So stand einst auf einem Theaterzettel die phänomenale Ankündigung „Schneewittchen wird im Sarge bengalisch beleuchtet“, was sicher auf primitive Gemüter eine große Attraktion ausübte. Ein anderer Zettel bekam aus rührender Sparsamkeit die Fußnote „Die Programme werden wieder abgeholt“. Wahrhaftig zugetragen hat sich auch jener Fall, da eine Schmiere „Den Trompeter von Säckingen“ aufführen wollte. Um dem Publikum ein Zugeständnis zu machen, ließen die Leute auf die Theaterzettel drucken: „Der Trompeter von Säckingen“, weil so der Ort, wo sie gerade spielten, hieß. Die Wirkung soll pyramidal gewesen und das Portemonnaie des Direktors an jenem Abend fast geplagt sein.

Vor Jahren erlebte ich an einem Bodenseeorte eine tragikomische Szene in einem Schmierentheater. Da gab's sogar eine regelrechte Operette, die ein älterer Kapellmeister dirigierte. Als alles mitten im schönsten Gange war, warf dieser Herr plötzlich den Taktstock auf die Bühne und stürzte hinaus. Vor dem schnell geschlossenen Vorhang erschien bald darauf ein Schauspieler und teilte dem Publikum mit, daß wegen plötzlich ausgebrochener Nervosität des Dirigenten die Vorstellung leider abgebrochen werden mußte. „Hinter den Kulissen“ (das heißt im Vorraum des Theaters) erfuhr man dann, daß die „Nervosität“ des Kapellmeisters ihren Grund in einem nicht gewährten Vorschuß hatte, um den er kurz vor Beginn der Vorstellung gekommen war. Das kleine Intermezzo bot übrigens noch einer großen Zeitung Lesestoff, indem sie dasselbe unter dem Titel „Der nervöse

Rapellmeister oder die Kunst auf dem Lande“ brachte. Jene Truppe ließ wirklich an Pavoreté nichts zu wünschen übrig. So hörte man nach jenem Vorkommnis die erregten Stimmen zweier Mitglieder. In dieser Diskussion machte der eine dem andern klar, daß er von vermögenden Eltern herstamme. Diese Behauptung bekräftigte er dadurch, daß er dem andern erklärte, er besitze heute noch die Summe von Mark 17.50. Die jugendliche Naive verschlang mit wahren Heißhunger eine von einem gutmütigen Zuschauer gestiftete Portion „Leberle“ und dokumentierte damit, daß die Kunst allein nicht satt macht. Als dann nach einigen Tagen eine mitleidige Seele von Haus zu Haus ging, um Geld zu Windeln für das soeben erschienene Kindchen der „ersten Liebhaberin“ zu sammeln, da war die Sympathie für das Trüppchen allgemein, und ein volles Haus belohnte es für ausgestandenes Ungemach.

Eine Stufe höher standen dann schon die sogenannten Sommertheater, die in Mittelstädten während der Sommermonate gastierten. Ihre Einnahmen wurden durch ausgegebene Abonnements einigermaßen gesichert. Aber unwahrscheinlich billig, nach heutigen Begriffen, kamen diese zu stehen. Das bürgerliche Publikum konnte für 48 Pfennige einen noblen Sperrplatz einnehmen, zum Glas Bier seine mitgenommenen belegten Brote verzehren und sich bei „Charley's Tante“ oder „Pension Schöller“ fränk lachen. Die Theaterzettel wurden (oh, längst verschwundene Zeiten!) gratis in alle Haushaltungen vertragen. Ich sehe noch die alte Zettelträgerin, Frau Dittelbach, deutlich vor mir, die mit rührender Pünktlichkeit so und so viele Male während der Sommermonate erschien und mit ebenso rührender Pünktlichkeit am jeweiligen Schlusse der Saison ein weißes Zetelchen abgab, auf dem ein schwungvolles, selbstverfaßtes (?) Gedicht zum Trinkgeldgeben einlud. Eines derselben ist mir noch gut im Gedächtnis und soll seiner poetischen Form wegen einer prosaischen Nachwelt nicht vorenthalten werden. Es lautet:

Der schöne Sommer flieht dahin,
Und stille wird's im kunstgeweihten Hause;
Die Künstler alle in die Ferne zieh'n,
Und auch für mich kommt nun die Ruhepause.
Wie manches Mal ging ich Trepp auf und ab,
Dem hochgeehrten Publikum zu dienen,
In manches Haus ich meinen Zettel gab,
Ward's mir auch sauer, doch mit frohen Mienen.
Nun muß ich Abschied nehmen, schwer ist das,
Und wer mich kennt, wird meinen Schmerz ermessen.
Oh Publikum, das nimmer ich vergaß,
Oh wollest du auch meiner nicht vergessen!

Die Zettelträgerin.

Sa, du poesieverklärte Wandertheaterzeit! Dich hat die Gegenwart hinweg gespült wie so vieles andere und nur dann und wann zaubert die Erinnerung an dich noch ein kleines Lächeln auf Menschenantlitz.

Räthe Zbinden.

Aus der politischen Woche.

Krieg dem Kommunismus!

Fast in allen politischen Vorgängen der vergangenen Woche, die von England beherrscht oder beeinflusst sind, wirkt sich diese Parole aus. Die Regierung Baldwins scheint die Unschädlichmachung des Bolschewismus, in welcher Form er sich auch zeigen mag, zum Kardinalpunkt ihres Programmes gemacht zu haben. Sie hat bis zum Reifwerden der bolschewistischen Ernte in China zugewartet. Nun aber geht sie mit Feuerbränden durch das Moskauer Weizenfeld und senkt dort alles nieder, was den Kopf hoch trägt. Die englische Politik arbeitet universell, was nicht mehr besagt, als daß auf dem ganzen Erdball englisches Interesse gewahrt wird.

In China

hat das englische Geld die Spaltung der Nationalisten in Bürgerliche und Kommunisten erreicht. Von dem Moment an, da die Spannung zwischen diesen beiden Lagern — die natürlich von Anfang an bestanden haben — in offenen Krieg ausbrach, haben die Engländer sich in die Haltung wohlwollender, um nicht zu sagen: schunzelnder Neutralität zurückgezogen. Chamberlain nahm sein Ultimatum, das wegen den Nankinger Vorfällen Repressalien angekündigt hatte, zurück. Im Parlament erklärte er, es sei im gegenwärtigen Moment gegeben, die Ereignisse sich entwickeln zu lassen; die britische Sache werde daraus Vorteil ziehen. Nun kann also Tschang Kai Schek, der Oberbefehlshaber der bürgerlichen Nationalisten, die in Schanghai und Nanking Herr sind, unter dem Schutze der 170 europäischen Kriegsschiffe seinen kommunistischen Gegner in Hankau bodigen. Die Sache der Hankauer scheint ganz schief zu stehen. Bereits hat Borodin, der russische Agitator, die Stadt verlassen. Es heißt, daß er auf dem Luftwege nach Moskau zurückgekehrt sei. Mit großer Befriedigung mögen die Engländer in Schanghai seinem Fluge zugesehen haben. Seine chinesischen Getreuen werden allerorten zu Hunderten geköpft. — Was nun nicht heißen will, daß die chinesische Frage für England und die übrigen Interessenten schon gelöst ist. Das heutige China ist immer noch voller Rätsel. General Feng, von dem es hieß, er sei in Hankau zum Oberbefehlshaber ernannt worden, aber immer noch nichts von seiner Macht merken ließ, soll sich nun mit Tschang Kai Schek verständigt haben. Ebenso soll Eugen Tschien, der bisherige außenpolitische Führer der Kantonesen und der heutigen Hankau Regierung, mit den Nankinger Nationalisten in Unterhandlungen stehen. Zweed: gemeinsames Vorgehen gegen Peking und Mukden. Demnach wäre die ganze Zuschauerenschaft auf der Pangs-Tribüne durch ein falsches Spiel an der Nase herum geführt worden. Doch sind dies wiederum wohl nur Vermutungen — die Nachricht von neuen blutigen Kämpfen an der Hankau-Front scheinen diese Annahme zu stützen — und die Dinge liegen in Wirklichkeit ganz anders. Vermutlich weiß das Londoner Foreign Office, das je und je gut informiert war auf chinesischem Boden, mehr als alle Journalisten zusammen.

Daß die Toryregierung in London gewillt ist, im Kampfe gegen den Bolschewismus ganze Arbeit zu machen, beweist

der Einbruch in die „Arco“,

und in die russische Handelsdelegation. Ausgerechnet in dem Momente, da in Genf die russischen Delegierten ihre Theorien entwickeln, da sie Anerkennung des sowjetistischen Handelssystems — was gleichbedeutend ist mit sowjetistischem Staatssystem — verlangen, bricht die Londoner Polizei auf Befehl des Innenministers die Safes und Geheimschänke der russischen Handelsgesellschaft auf, die unter dem Schutze eines Staatsvertrages steht. Daß das Handelsabkommen von 1921 zwischen London und Moskau ein solches war, scheint festzustehen, da die Russen es behaupten und die Engländer es nicht bestreiten. In der Art, wie die Londoner Regierung diesen Vertrag negierte, liegt eine Verachtung des Partners, die etwas Verblüffendes an sich hat. So kann nur ein Verbrecher behandelt werden, der schon entlarvt und seiner Schuld überwiesen worden ist. Wehe England und wehe dem Weltfrieden, wenn diese Voraussetzung nicht zu Recht bestünde. Die Moskauer Entrüstung, die Hunderttausende zum Proteste auf die Straße geführt, wäre dann nicht bloße Heuchelei, sondern müßte sich weiter verpflanzen in der ganzen Welt, die noch auf Redlichkeit und Recht hält. Denn der Londoner Polizeieinbruch fände dann keine andere Rechtfertigung als das übelbeleumdete Verlegenheitswort der Deutschen von anno 1914: Not kennt kein Gebot, das hier allerdings mit noch weniger offensichtlicher Dringlichkeit zitiert